

Wilhelm Bruners

ZUHAUSE — IN ZWEI ZELTEN

GEDICHTE
UND REFLEXIONEN



TYROLIA

Wilhelm Bruners
Zuhause in zwei Zelten



Wilhelm Bruners

ZUHAUSE IN ZWEI ZELTEN

GEDICHTE
UND REFLEXIONEN

Ein spirituelles Lesebuch
Mit einer Einführung
von Karl-Josef Kuschel

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Gewidmet ist dieses Buch
meinen Eltern und meinem früh verstorbenen
Bruder Heinrich und seiner Familie.

Inhalt

Einführung	8
Grenzgänger	17
mein gott	18
bodenhaftung	19
Ich wohne in zwei Zelten	20
draußen zuhause	42
Zwischen Frost und Hitze	44
begegnungen	47
Jesus, der Grenzgänger	48
Eine Bahnfahrt	52
Im Gott-Schatten	63
christophorus	64
erste begrüßung	66
Wie die Kinder	67
nicht blind	68
Rede des Gelähmten	69
wutworte	76
Das Sakrament der zwei Tische	77
Wenn Jesus ein Fest feiert	80
geburtstag	87
Salböl gegen den Frost	88
fünfzig jahre	90

Biblische Gärten	91
abendstern	92
flattnitz	93
alte kirschbäume	95
Die Erde tue sich auf	96
Biblische Gärten	98
inkognito	106
Pfingsten – der fünfzigste Tag	107
mariae himmelfahrt	109
septembersonntag	110
um mitternacht	111
 Ich verlasse dich nicht	 113
am grab des freundes	114
Das erste Mal	115
ab und zu rückkehr	125
Ich verlasse dich nicht	130
gebeugt über die letzte rose	146
 Nicht ohne Hoffnung	 147
Das Schweigen der Armen	148
bibelzeit	151
Der Rucksack	152
einmal kam ein kind vorbei	158
nebel ist keine neuigkeit	159
weihnachtliche vision	160
winterrose	162
Gott der unmöglichen Dinge	164

Christoph Schlingensief	166
Ängstige dich nicht	167
Als die Macht und die Liebe sich trennten . .	170
mein letztes gedicht	174
 Dank	 175

Einführung

Wilhelm Bruners ist ein Mann, der alle, die ihn je kennengelernt haben, immer wieder neu in Erstaunen setzt. Denn er ist ein Mann, der so anders ist als viele seiner Herkunft und Profession. Ein Mann, der in kein Schema passen will, weil er zu Ungewöhnlichem fähig ist. Schon der Lebensweg, für den er sich entschied, sprengt alle Konventionen für einen, der ein Theologiestudium begann, es mit einer Promotion als neutestamentlicher Exeget abschloss, die Priesterweihe empfing, Kaplansjahre in seiner Heimatdiözese Aachen verbrachte, dann in die kirchliche Fortbildung ans Theologisch-Pastorale Institut in Mainz wechselte und sich plötzlich entschied, mit diesem Leben zu brechen und künftig in Jerusalem zu leben. Zunächst als Mönch „auf Probe“, dann als Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Katholischen Bibelwerks Österreichs mit Wohnsitz in Jerusalem, betraut mit der Aufgabe, deutschsprachige Gruppen mit Geschichte, Geographie und theologischer Topographie des „Heiligen Landes“ vertraut zu machen.

Von 1987 bis 2006, gut 18 Jahre, hat er in und mit Jerusalem gelebt und damit Lebenschancen wahrgenommen, die ihn zu einem einzigartigen Zeitzeugen gemacht haben. Dieser Mann weiß wahrhaftig, wovon er redet, wenn er seine „christliche Existenz“ als „Wohnen in zwei Zelten“ beschreibt. Und damit sind nicht allein „Deutschland“ und „Israel“, damit ist in Jerusalem vor allem das Leben zwischen Juden und Muslimen gemeint. Sein Wohnsitz, das Österreichische Hospiz, lag von Anfang an im

muslimischen Viertel der Altstadt nahe am Damaskus-Tor. Und da Zeltwände in der Regel dünn sind, schalldurchlässig, lichtporös, hat dieser Zeltbewohner die Energien dieser einzigartigen Stadt buchstäblich hautnah erlebt, die hellen und die dunklen Stunden, die glücklichen und die hässlichen, die friedfertigen und die hasserfüllten. Nachzulesen in dem glänzenden autobiographischen Essay in diesem Band „Ich wohne in zwei Zelten“.

Und weil Wilhelm Bruners für diese seine Lebensaufgabe nicht nur über das historische Wissen und das exegetische Rüstzeug, sondern auch über die poetische Imagination und sprachliche Präzision verfügt, seine Erfahrungen in bestechende Texte zu verwandeln, kann er uns als seine Leserinnen und Leser an seinen Erfahrungen teilnehmen lassen. Mit früheren Bänden hat er dies schon getan. In diesem Band versammelt er nun noch einmal Gedichte und Prosaarbeiten aus den letzten Jahrzehnten, sprachlich geschult nicht zuletzt durch die jahrelange Teilnahme in Jerusalem an der LYRIS-Gruppe deutschschreibender jüdischer Dichterinnen und Dichter. Eine Fundgrube für Leserinnen und Leser, die den biblischen Topographen, leidenschaftlichen Gottsucher und Poeten Wilhelm Bruners seit langem schätzen oder überhaupt erst kennenlernen wollen.

Es lohnt sich. Wilhelm Bruners gehört zu den doppelt begabten Menschen, die in der Welt von Theologie und Kirche selten sind: Theologe und Schriftsteller zugleich, Prediger und Poet in einer Person. So viele davon haben wir nicht im deutschsprachigen Raum, die mit religiöser Leidenschaft und kühlem Kopf dem „treffenden Wort“ verpflichtet sind, der immer wieder neuen Suche nach dem unverbrauchten Satz, dem nicht verschlissenen Bild, den noch nicht abgestandenen Sprachkonventionen. Wie vielen ist ihm das gestanzte kirchliche Vokabular unerträg-

lich geworden. Aber dieser Mann der Kirche weiß: Wer heute *als Schriftsteller* die deutsche Sprache benutzt, kann dies nur tun im Bewusstsein, dass Wörter ihre Unschuld verloren haben, dass Dichtung zur Lüge umgefälscht werden kann, dass die „schönen Verse“ der Problemverdrängung dienen können, kurz: dass Literatur zum Instrument oder Komplizen einer Beschwichtigungs- und Verharmlosungsindustrie wird.

Und er weiß: Ihre Unschuld hat vor allem auch die religiöse Sprache verloren. Und dies nicht erst seit der Schoah. Zweihundert Jahre religionskritischer Aufklärung haben das ihre dazu getan, die negativen Potentiale der Religion aufzudecken und anzuprangern, all das, was Menschen durch religiöse Prägungen an Regression, Repression und Manipulation zugemutet worden ist. Wie viel an Schwulst hat sich der Rede von Gott bemächtigt, wie viel an hohlem Pathos, wie viel an Sprachverfettungen. Es ist buchstäblich „unsäglich“, was mit religiöser Sprache geschehen ist. Man hätte beachten sollen, was der große Lyriker Günter Eich schon 1959 in seiner Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises festgestellt hat: „Am heftigsten ist bei uns die Reaktion, wenn es einer wagt, der abscheulichsten Sprachlenkung zu widerstehen, der religiösen. Gott zu sagen, wo der Teufel gemeint ist, ist fast eine selbstverständliche Übung geworden. Das so von aller Wahrheit entleerte Wort bleibt als Dekoration brauchbar und macht die Fassade gefällig. Schiebt aber jemand die Papierblumen ein wenig beiseite und entdeckt dahinter das zum Abfall Gewordene, das Gute, das Wahre, das Schöne, Glaube, Hoffnung und Liebe, geschunden und im Schmutz, entdeckt er das und fragt, was da vor sich gehe, so ist er destruktiv, ein Nihilist, und wühlt im Unrat. Wenn man das Wort Nihilismus durchaus verwenden will, so trifft es das Verfahren der Macht, die leere Worthülse für die

Wahrheit auszugeben. Von Gott kann man nicht sprechen, wenn man nicht weiß, was Sprache ist. Tut man es dennoch, so zerstört man seinen Namen und erniedrigt ihn zur Propagandaformel.“

Es ist, als hätte sich Wilhelm Bruners diesen Kernsatz von Günter Eich zu eigen gemacht: „Von Gott kann man nicht sprechen, wenn man nicht weiß, was Sprache ist. Tut man es dennoch, so zerstört man seinen Namen und erniedrigt ihn zur Propagandaformel.“ Und weil es gilt, sich *davor* zu hüten, wendet Bruners in seinen Gedichten moderne Schreibweisen und Verstechniken an: Kleinschreibung, Zeilenbrüche, Reduzierung von Versen auf Kernworte, lapidare Diktion, Verschlankung der Wortfolgen auf ein Minimum des noch Sagbaren. Die Folge: In den Texten vollzieht sich ein Vorgang der Entschleunigung, erzwingen doch die Zeilenbrüche Pausen und neues Atemholen, bekommen oft banal klingende Worte das Schwergewicht einer Zeile und können ausschwingen und so ihre Bedeutung entfalten.

Seinem Band mit Gedichten und Meditationen von 2015 gibt Bruners nicht zufällig den Titel „Niemandsländ Gott“. Seine Texte in dieser literarischen Summe sind denn auch weitgehend einer „Negativen Theologie“ verpflichtet, die nur das eine fürchtet: eine Verdinglichung Gottes zu allem möglichen Gebrauch und Verbrauch. Einer „theologia negativa“, die zugleich um den Sinn und die innere Kraft des mystischen Schweigens weiß, eines Schweigens nicht auf Kosten der Gottesrede, vielmehr eines Schweigens als bewusster Wortverzicht um der Unverfügbarkeit Gottes willen. „Theo-Poesie“ heißt eines seiner früheren Kurzgedichte: „Streif an / GOTT / alles Überflüssige ab // Staune.“ Wieder diese Pausen erzwingenden Zeilenbrüche, die das Weiße auf dem Blatt, das Nichtbesprochene, Ausgesparte so wichtig werden lässt wie die schwarzen Buchstaben, die sich zu Worten formen. Dieser Poet

ist ein Virtuose der Verknappung des Sprechens und der mitkomponierten Pausen.

Das „Gott“ angemessene Reden ist das eine Gravitationszentrum, um das viele Gedichte in diesem Band kreisen. Das zweite ist die Figur und die Botschaft Jesu. Ihr weiß er sich verpflichtet seit seinem ersten erfolgreichen Buch „Wie Jesus glauben lernte“ (1988). Schon hier hatte Bruners die traditionellen Perspektiven glatt umgekehrt: Er ging nicht länger aus von der dogmatisch verfassten Christologie, wie sie formelhaft im Glaubensbekenntnis der Kirche sich verfestigt hat, sondern von der Person des geschichtlichen Jesus und seinen Erfahrungen mit den Menschen, der Schöpfung und dem „Vater“-Gott. Und bei Jesus nicht länger von Christus als Lehrendem, sondern von Jesus als Lernendem, Vorbild und Lebensmodell Ungezählter, die wie er auf dem Weg zum Glauben sind. Sein Buch heißt ja auch nicht, wie Jesus glauben „lehrte“, sondern wie Jesus glauben „lernte“. Das ist wahrhaftig ein Unterschied.

Was das lebenspraktisch heißt, haben die Gedichte und Prosaarbeiten dieses Spurensuchers durchbuchstabiert. Dass er auch ein glänzender Erzähler ist, der mit Humor und Augenzwinkern Alltagserfahrungen Pointen abzugewinnen weiß, machen Kurzgeschichten wie „Eine Bahnfahrt“ oder „Der Rucksack“ deutlich. Ein Vergnügen, sie zu lesen. So wie er durch genaue, sensible Beobachtungen besticht, wenn er in „Das erste Mal“ einen „ersten Gang zu einem Sterbenden“ beschreibt oder in „Ich verlasse dich nicht“ von der letzten Lebensphase seines Vaters berichtet und da hinein eine biblische Abschiedsszene verwebt. Im Hintergrund aber immer eine Bezugsgestalt überraschender Menschlichkeit, in der blitzartig das „Göttliche“ aufscheinen kann. Keine Figur aus der Welt der Religionen wird in den folgenden Texten

so häufig angeleuchtet, ausgeleuchtet, ausgedeutet, ohne je mit ihr „fertig“ zu sein, ohne sie je ganz verstanden und eingeordnet zu haben wie der Mann aus Nazaret. Um seineswillen hat Wilhelm Bruners es all die Jahre in Jerusalem ausgehalten, auch, als die Spannungen zwischen Israelis und Palästinensern eskalierten und die einen mit Aufständen und Terror und die anderen mit Militärschlägen und Sperrmauer reagierten. Das Leiden an diesem schier unlösbar scheinenden Konflikt durchzieht die Texte dieses Jerusalemer Zeitzeugen, der als Deutscher und Christ zwar keiner Partei angehörte, aber als Mensch und Christ nicht weniger betroffen war und ist. Er weiß ja um die schrille Diskrepanz von Anspruch und Wirklichkeit, von Friedensbereitschaft und Verrat, von Vision und erbärmlicher Realität.

Durchhalten lässt ihn immer wieder der Verweis auf die „Praxis“ Jesu, die eine Praxis der Entfeindung war und zu einer solchen die Menschen immer wieder neu herausfordert. Ja, von Jesus her hat dieser Christenmensch es auch gelernt, trilateral zu denken. Er hat damit ernst gemacht, dass Jerusalem nun einmal die Stadt dreier Religionen ist, die sich allesamt auf Abraham als Urvater ihres Glaubens an den einen Gott berufen. Wie wenig ist dieses interreligiös-trilaterale Denken heute noch in Kreisen von Synagoge, Kirche und Moschee verankert! Das heruntergeklappte Visier herrscht vor, der Tunnelblick nur für das Eigene, Glauben mit dem Rücken zu den je Anderen, die kalte Schulter, will sagen: die Ignorierung oder gar Geringschätzung der Präsenz der Anderen. Das „Unser Vater“ Jesu aber? Bruners wagt im Anschluss daran den verwegenen Gedanken, es könnte „Modell sein für das ökumenische Gebet der drei Abraham-Religionen“.

Warum? „Kein Wort in diesem Gebet, das Stolperstein für den anderen wäre, weil es zutiefst theozentrisch ist und durch keine

Christologie für Juden und Muslime unaussprechbar wäre.“ Mehr noch: „Daneben gibt es“, so Bruners weiter, „viele Psalmen und Gebete im Koran, die für die je anderen nachvollziehbar sind, wenn sie denn das Wissen um die anderen Traditionen, aus der es ihnen gereicht wird, nicht zum absoluten Hindernis machen.“ Schöne Theorie? Nein, Bruners beglaubigt diese trilateral denkende Spiritualität mit eigenen Erfahrungen: „Das Nachtgebet in der Benediktinerabtei in Jerusalem, die Komplet, war für mich deshalb so kostbar, weil wir darin eine große Ökumene fanden: unter anderem donnerstags im Blick auf den Freitag – Texte aus dem Koran; und am Freitagabend Gebete aus der jüdischen Schabbatliturgie.“ Fazit: „So fühlte ich mich verbunden mit den Religionen, die in Sarah und Abraham ihre Stammeltern im Glauben erkennen – und baute in mir Vorbehalte ab.“

Nein, trotz aller wechselseitigen Spaltungs- und Ausgrenzungspraxis hat dieser „Grenzgänger“ nicht aufgehört, daran zu glauben, dass „Jerusalem / Al-Quds ein ‚Haus des Gebetes‘ für die Völker“ sein könnte, auch wenn diese Gebete heute noch an unterschiedlichen Orten in der einen Stadt mit den zwei Namen gesprochen werden müssen. Denn Abraham, „unser aller Vater vor Gott“? War er nicht ein „Mensch aus der Völkerwelt, Proselyt, Beschnittener und das alles als Glaubender und Gesegneter: *„Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen“*“? (Gen 12,3) „Wir sind die Vielen“, folgert Bruners. „Und Gott allein ist *der Eine!* Wir alle sind sein Reichtum. Und in Abraham, dem Stammvater, Gesegnete! So kann ich meine Identität in Offenheit und im Lernen dialogisch weiterentwickeln. Davor habe ich keine Angst.“

Und weil dieser Mann keine Angst hatte, in immer neuen Begegnungen von diesem gespaltenen Land und seinen Menschen

zu lernen, hat er sich immer wieder neu zu den Schlüsselorten der drei Religionen in Israel aufgemacht. So hat er nicht nur „in zwei Zelten“, sondern mehr noch: eine Zeltexistenz gelebt, ein Leben lang bereit zu immer neuen Aufbrüchen, Ortswechseln und Wanderschaften. In Zelten zuhause sein, bedeutet ja die Bereitschaft, ein Leben in steter Bewegung zu führen, körperlich und geistig. Zelte lassen sich rasch auf- und wieder abbauen. Eine Zeltexistenz lebt der, der die Aufbrüche liebt, das Transitorische des Lebens, die Wanderungen, die Wechsel der Orte und Landschaften. Bruners hat ein solches Leben gelebt und Ungezählte mit auf seine Wanderungen genommen. Konstant geblieben ist bei ihm nur das Vertrauen auf die Kraft des Segens Abrahams, Urbild aller Wanderer, und der Glaube an die Liebesbotschaft Jesu, die immer auch die Feinde umgreift, besser: Menschen umfasst, die man zu Feinden gemacht hat. Das hat ihn davor bewahrt, vor lauter Enttäuschung über das Versagen der Religionsführer zum Zyniker zu werden. Er ist ein Hoffnungsstifter geblieben, tief davon überzeugt, dass am Ende Versöhnung über den Hass triumphieren wird. Eines seiner Gedichte in diesem Band klingt denn auch wie eine Warnung an die eigene Adresse, der Versuchung zur „Anpassung“ nicht nachzugeben: „pass dich nicht an / wage zu gehen / wenn du / gehst // nimm nichts mit / außer einem / bitten brot / einem schluck / wein // und / einer handvoll / versöhnung“.

Dass dieser Glaube des Christen und Poeten Bruners nicht blauäugig, sondern realitätsgesättigt, dass diese Hoffnung nicht illusorisch, sondern kontrafaktisch ist, eine „docta spes“ im Sinne Ernst Blochs, einer Hoffnung also, die um das Scheitern weiß und den Enttäuschungen des Lebens abgetrotzt ist, zeigt der „Rat“, den Bruners sich in einem seiner früheren Gedichte einmal mit auf den Weg gegeben hat: